

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 35

Artikel: Handstreich im Hafen von Oran
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zucht und Disziplin und die überaus harten militärischen Strafen, daß der Soldat auch nur ein Wort fallen ließ, das der Größe und unzähligen Siege des römischen Volkes unwürdig gewesen wäre.

Fahnenflucht wurde bestraft mit Todprügeln oder mit Verkauf in die Sklaverei. Die Strafe der Stäupung traf den Soldaten, der seinen Posten verlassen und Teile der Legionen, die ihrem Heerführer nicht folgten. Nach seinem Sieg über den karthagischen Erbfeind Hannibal in der Schlacht von Zama (202 v. Chr.) bestrafte Scipio Africanus die Ueberläufer aus seinem Heere mit den schimpflichsten Strafen: während die geborenen Latiner enthauptet wurden, ließ er die geborenen Römer kreuzigen, eine Strafe, die sonst nur für Sklaven und Seeräuber angewendet wurde.

Kriegsgefangenschaft hob das kostbare römische Bürgerrecht auf; denn die erste Voraussetzung dafür war die Freiheit. Ueberhaupt verfuhr in jenen Zeiten auch das römische Volk kriegs-

gefangenen Bürgern gegenüber sehr hart. Neben diesen Strafen kannte das römische Heer auch verschiedene Belohnungen für tapfere Taten: für Rettung eines Mitkämpfers, für Mauererleistungen usw. Bundesgenossen oder Hilfstruppen konnten sich durch hervorragende Leistungen das römische Bürgerrecht erwerben.

Auf der gleichen Stufe wie die größten Verbrechen, die der Römer kannte, Tempelraub als Verbrechen gegen die unsterblichen Götter und Verletzung der Eltern, stand der **Landesverrat**. «Wer könnte eine passende Strafe für den ersinnen, der das Vaterland den Feinden zu verraten beabsichtigt? Welche Uebeltat könnte mit diesem Verbrechen verglichen werden, für das es überhaupt keine würdige Strafe gibt? Wer durch Verrat sein Vaterland verkauft, der findet noch nicht die rechte Strafe, wenn er auch lebend in die Fluten des Meeres geworfen wird!» Das ist die Stimme eines Schriftstellers aus diesen Zeiten. Vergil, der größte Dichter der Römer, läßt die Landesverräter

im finstern Tartarus, der dunkelsten Hölle, ihre wohlverdiente Strafe finden. Befiehlt schon das alte 12-Tafel-Gesetz vom Jahr 450 v. Chr. die Todesstrafe für die Aufreizung eines Fremden gegen Rom und für die Ueberlieferung eines einzigen römischen Bürgers an einen Nicht-Römer, wie viel mehr verdiente dann jener diese Strafe, der ein ganzes Heer den Feinden des römischen Volkes verriet oder gegen das eigene Vaterland die Waffen kehrte. Ein Majestätsverbrechen, d. h. ein Verbrechen gegen das Wohl und die Ehre Roms, beging, wer die Bürger zu einem Aufstand aufwiegelte, wer als Feldherr einen der römischen Ehre nicht entsprechenden Frieden abschloß, wer als Amtsperson etwas beging, das für einen Vertreter des römischen Volkes sich nicht schickte, oder wer seine Amtskompetenzen überschritt. Allerdings hielt der berühmte Cicero denjenigen, dem das Gemeinwohl weniger galt als der Eigennutzen, nicht weniger tadelnswert als einen Landesverräter. Lt. Krattinger.

† Handstreich im Hafen von Oran

Zu Beginn der Landungsoperationen in Nordafrika forcierten zwei britische Schaluppen den Hafen von Oran und kämpften einen hoffnungslosen Kampf gegen französische Marineeinheiten und Küstenbatterien. In der Flut der Meldungen, die damals über die Aktionen täglich eintrafen, blieb diese heldenhafte Aktion kaum beachtet. Unter andern Umständen wäre sie wohl sehr bekannt geworden, vermittelt sie doch einen Einblick in die Kampfweise der Seestreitkräfte bei Landungen in feindlichen Häfen.

Die nachstehende Schilderung, die aus der Zeitschrift «London Calling» übersetzt ist, stammt von Lt. R. J. Major, Leutnant der Freiwilligen Australischen Flottenreserve, welcher die Entermansschaft kommandierte.

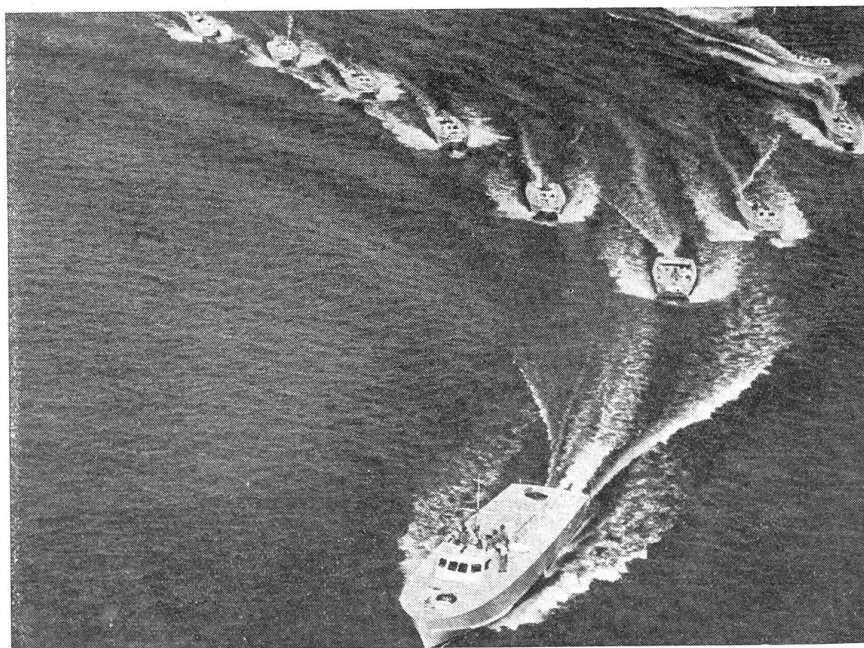
Unsere Aufgabe bestand darin, die beiden Hafensperren am Eingang des Hafens von Oran zu forcieren und alle Hafenanlagen in unsere Hand zu bringen. Wir hatten Entermansschaften an Bord, die aus Marineoffizieren und -soldaten bestanden, und deren Befehl lautete, möglicherweise versuchte Selbstversenkungen von französischen Schiffen zu verhindern. Mehrere hundert amerikanische Spezialtruppen sollten das Elektrizitäts- und das Wasserwerk und andere öffentliche Unternehmungen besetzen, so daß der gesamte Hafen bereit war, um wenige Tage später größere Truppenanlandsetzungen zu ermöglichen.

Es war eine tiefdunkle Nacht, als wir langsam in der Bucht von Oran einliefen. Das Festland war auf Backbord schwach zu erkennen. Geradeaus, einige Meilen weit weg, befanden sich auf einer Anhöhe die schweren Batten-

rien der Küstenwache und dominierten die Hafeneinfahrt. Die beiden Schaluppen «Walney» und «Hartland», erstere voraus, glitten der Hafeneinfahrt zu. Jede hatte auf Backbord eine Motorpinasse im Tau. Wir befanden uns im Zufahrtskanal, hatten aber die Einfahrtsboje noch nicht ausgemacht. Wir dachten besorgt an die Küstenbatterien über uns. Wir gingen ganz nahe ans Land heran, so daß es aussah, als ob man es mit der Hand berühren könnte. Glücklicherweise kamen wir an den Batteriestellun-

gen vorbei; entweder hatte man uns nicht bemerkt, oder, was wahrscheinlicher ist, sie konnten uns nicht mit ihren Geschützen bestreichen, da wir zu nahe am Land fuhren. Dann lag die Einfahrtsboje vor uns.

Plötzlich begann auf Steuerbord vom Ende einer Mole ein Scheinwerfer das Meer abzutasten. Wir atmeten auf, als er uns nicht fand. Dann flammte aber ein zweiter aus Backbord auf. Der Lichtkegel kam von rechts auf uns zu, glitt über uns weg, kehrte zurück und hielt



Englische Schnellboot-Flottille bei Landungsmanövern.

uns fest. Unsere Schaluppe war hell erleuchtet und wir befanden uns unmittelbar vor den Mündungen ihrer 11,5-cm-Geschütze. Der Scheinwerfer erlosch und die Batterien unternahmen einen ersten Versuch, uns von der Oberfläche der See wegzufegen. Aus irgendeinem Grunde verzeichneten sie aber keinen einzigen Treffer. Wir waren uns nicht darüber klar, ob das ein Zeichen mangelnder Übung oder bloß ein symbolischer Widerstand war und hielten unsererseits mit unserem Feuer zurück. Doch ließen wir durch unsere Motorpinasse einen Nebelstreifen zwischen uns und die Batterie legen, und mit Volldampf, das Steuer hart auf Backbord, die «Hartland» dicht in unserem Kielwasser, schwenkten wir auf die Hafeneinfahrt zu.

Der künstliche Nebel erfüllte seine Aufgabe und wir kamen genau an die beabsichtigte Stelle — die Boje lag wenige Meter beschränkt und wir konnten unsere Pinasse nicht rechtzeitig sehen und ramnten sie. Immerhin, wir befanden uns in der Einfahrt. Nun auf die Sperren los! Aber der künstliche Nebel zerriß und die Batterie nahm das Feuer wieder auf. Ihre Bedienungsmannschaft muß fürchterlich aufgeregt gewesen sein, denn sie verfehlten uns nochmals. Deshalb zollten wir ihr keine Beachtung und schossen auf die Sperren los. Die Kommandos folgten sich ununterbrochen: «Kurs halten! Volldampf voraus! Klar zum Rammen!» Wir wunderten, ob sie nachgeben werde, oder ob wir auf ihr festsitzen würden. Das ganze Schiff hob sich leicht und wir waren durch! Die Batterie feuerte immer noch, und es ist erstaunlich, daß sie keinen einzigen Treffer erzielte. Die Geschosse zischten vor uns, hinter uns und über uns durch, strichen durch unsere Tackelung — ja, wir glaubten gar, daß unsere Batterie das Feuer eröffnet habe und gaben den wütenden Kanonieren den Befehl, das Feuer einzustellen, obschon sie keinen einzigen Schuß verfeuert hatten.

Vor uns lag die zweite Sperre. Sie sah mächtig aus und war durch lange, zusammengekettete Barken verstärkt. Wir rannten hinein und brachen mit splitterndem Krachen durch, erzwangen den Weg in den Hafen. Wir stoppten, um die Spezialboote aufs Wasser zu lassen und warteten zehn Minuten, um uns ein Bild von der Lage zu machen. Ein fabelhaftes Feuerwerk erleuchtete die Umgebung; Leuchtgeschosse aus Maschinengewehren zischten heran und die 11,5-cm-Geschosse blitzten auf. Als wir stilllegten, nahmen die Franzosen offenbar an, sie hätten unsere Maschinen außer Aktion geschossen und stellten ihr Feuer ein.

Die Scheinwerfer leuchteten wieder auf und suchten nach der «Hartland».

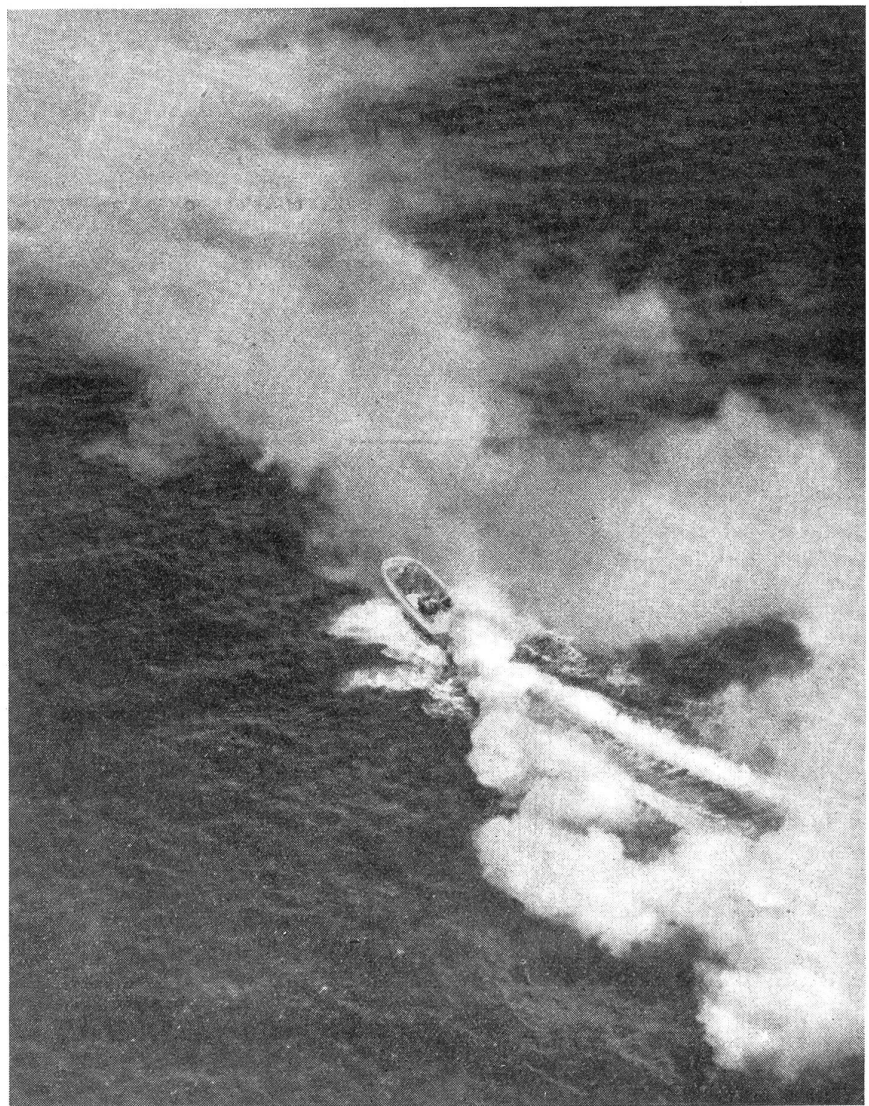
Ich sah sie vor der Hafeneinfahrt; sie fuhr mit voller Kraft — auf die Mole zu! Offensichtlich hatte sie im künstlichen Nebel die Orientierung verloren. Im nächsten Augenblick rannte sie in die Mole, doch hielt der zu Eisbrecherzwecken verstärkte Bug dem Aufprall stand und sie drehte langsam auf Steuerbord bei. Sie lag im prallen Scheinwerferlicht und wurde unter Feuer genommen. Ein direkter Treffer mittschiffs setzte sie in Brand. Doch sie gewann wieder an Fahrt und kam auf uns zu. Auch wir glitten langsam in den Hafen hinein. Von den Motorpinassen war nichts mehr zu sehen, und wir konnten nur hoffen, daß sie ihr Ziel erreicht hatten.

Unser Ziel war das Ende des Hafens, wo ein leichter Kreuzer am Quai lag mit einem Zerstörer und vier Unterseebooten neben ihm. Es war unser Plan, den Kreuzer zu entern und zu sichern, dann den Zerstörer und all die Handelsschiffe, die in der Nähe lagen; außerdem mußten die amerikanischen Sol-

daten an Land gesetzt werden, um ihre Aufgabe zu lösen.

Stunden schienen zu verstreichen, als wir dem Hafende zuzuhren. Aber endlich waren wir nahe an unserem Ziel und alles war zum Entern klar, als plötzlich der Zerstörer auf uns zuschoß und uns mit seinen Scheinwerfern beleuchtete. Wir brachten innerst wenigen Sekunden die Scheinwerfer zum Erlöschen und versuchten, den Zerstörer zu rammen. Er war jedoch zu wendig und glitt steuerbords an uns vorbei, wobei er unser Deck mit Maschinengewehren bestrich. Unsere Geschütze eröffneten erstmals ihr Feuer, doch konnten wir den Kreuzer nicht finden. Er war inzwischen an eine andere Mole gebracht worden, wie wir bald genug herausfanden; denn er gab uns eine Breitseite und setzte unsere Maschinen außer Aktion.

Nun war die Hölle los. Die ersten Schüsse des Zerstörers hatten unsern Brennstofftank durchlöchert und unser Schiff in Brand gesteckt. Außerdem wa-



Englisches Landungs-Schnellboot im Vorgehen unter dem Schutze künstlichen Nebels.

ren mehrere Mitglieder der Geschützbedienung und einige meiner Entermannschaft getötet worden. Ungefähr hundert Meter von uns weg manövierte sich der Zerstörer in Position und eröffnete auf diese Distanz das Feuer mit den schwersten Geschützen. Die erste Salve löschte unsere Beleuchtung aus, die zweite riß die Zuleitung zu den Dampfwinden auf, so daß wir, obschon inzwischen Taue an Land befestigt worden waren, keine Kraft mehr hatten, um unser Schiff an den Quai zu winden. So lagen wir denn da — den Bug am Quai, das Heck zwanzig Meter weit weg. Unsere Walney hatte aufgehört, ein Schiff zu sein, sie war nur mehr eine Hulk mit Geschützen.

Aber wir erzielten Treffer! Der Zerstörer war ja nur hundert, und der Kreuzer keine fünfzig Meter von uns weg, und keiner von uns dreien konnte sein Ziel missen. Dann begannen auch zwei U-Boote und ein bewaffneter Schlepper auf uns zu feuern, und eine Küstenbatterie, die wenige hundert Meter über uns lag, sandte uns ihre großen Kaliber. Wir waren hoffnungslos unterlegen — mindestens zwanzig Geschütze gegen drei!

Wir brannten von Bug bis Heck und mächtige Flammengarben schossen aus den Löchern, die von Geschossen in die Seite unserer «Walney» gerissen waren. Blut floß in Bächen über das Deck. Die amerikanischen Soldaten befanden sich die ganze Zeit durch unter Deck. Sie bestanden ihre Feuer taufe und hielten sich mustergültig. Das Feuer und die Beschädigungen der Türen und Lucken machten ihnen ein Verlassen des Schiffes schwer, aber sie warteten ruhig auf den Befehl, der sie in Aktion bringen sollte.

Der ungleiche Kampf dauerte an. Granate schlug auf Granate ein. Neue Feuer wurden entfacht, alte Brände vergrößert. Eine Breitseite des Kreuzers traf unser Schiffsspital und tötete die meisten der Verwundeten und drei Krankenpfleger. Der Arzt und einige Sanitäter, die mehr oder weniger heil blieben, fuhren mit ihrer Arbeit so gut als möglich weiter. Unser Schiff wurde systematisch aufgeschlitzt. Man schilderte mir später, wie man das Geschützfeuer in einer Distanz von 20 Seemeilen deutlich hörte und die Brandröte unserer brennenden Schaluppe sah.

Ich befahl meiner Entermannschaft in dem zum Messedeck führenden Gang Schutz zu suchen, und trotz eines Hägels von Maschinengewehr kugeln gelangten die meisten von uns an diesen relativ sichern Ort. Als das Mg.-Feuer etwas abgeflaut war, kroch ich nach vorne, um mir ein Bild von der Lage zu machen. Eine schwere Granate des

Kreuzers platzte bei der nächsten Salve im Gang, den ich eben verlassen hatte und tötete den größten Teil meiner Mannschaft; eine andere barst zwei Meter vor mir im Schutzraum des ersten Geschützes. Eine weitere Granate verbog das Rohr des Heckgeschützes, als ob es aus weichem Blei bestanden hätte. Dann wurde das Quartierdeck mit Mg.-Feuer bestrichen; Taue flogen in kurzen Stücken umher. Die Geschütze auf dem Vorderkastell fielen aus und ich befahl, daß sie zu sprengen seien; aber die gesamte Bedienungsmannschaft lag tot neben den Geschützen. So blieben uns noch zwei Geschütze. Für das eine hatten wir keine Besatzung, und mit dem andern konnte keines der Ziele bestrichen werden. Irgend etwas mußte geschehen, um den Kreuzer zum Schweigen zu bringen. Nur der Kreuzer bot uns einige Aussichten zum Entfernen, da er an der Mole lag. Ein bewaffneter Schlepper trieb langsam von uns weg; seine Deckaufbauten standen in Flammen und er sank langsam. Den Zerstörer hatten wir zum Schweigen gebracht und auch den hintern Geschützturm des Kreuzers außer Aktion gesetzt. Aber nun konnten wir den Kampf lediglich noch mit 12-mm-Maschinengewehren führen, alle unsere größeren Kaliber schwiegen.

Ich erklärte unser Ziel den Ueberlebenden der Entermannschaft — drei Soldaten, zwei Unteroffiziere und ich — sechs Männer von den ursprünglich achtundzwanzig! Wir schleuderten ein Kletternetz über Bord und folgten mit dem Schrei «In den Kampf!» nach. Man sah uns vom Kreuzer aus, und als wir den Backposten passierten, erhielten wir Mg.-Feuer. Glücklicherweise kamen wir durch; aber dann war unser Glück zu Ende. Als wir auf der Seite der Schaluppe an unserm Kletternetz uns hinabhangelten, durchschlug eine Granate des Kreuzers, der von jenseits feuerte, das Schiff querdurch und explodierte mitten unter uns. Ein Soldat wurde augenblicklich getötet und einem andern ein Bein weggerissen. Unser drei fielen in den Hafen; wie sich die beiden andern retteten, weiß ich nicht. Ich traf sie tags darauf als Gefangene. Einer der Unteroffiziere gewann den Quai, wurde jedoch ebenfalls rasch gefangen genommen. Eine Granate zerfetzte das Haltetau, mit welchem die «Walney» am Quai befestigt war, und sie begann, dem Kreuzer zuzutreiben.

Meine Schwimmweste hatte ich einem Soldaten gegeben und hatte Mühe, mich, mit Revolver, einer Menge Munition und einem Bündel Granaten beschwert, über Wasser zu halten. Vielleicht war dies mein Glück, denn vom Kreuzer aus wurde ich unter Mg.-Feuer genommen. Ich hing an einem vom

Quai herabhängenden Seil. Ich mußte mich fallen lassen, untertauchen, warten, auftauchen und Luft schnappen, und wieder untertauchen, um dem Feuer auszuweichen. Schließlich wurde ich müde, und beschloß, mich wieder am Seil zu halten und der Gefahr in die Augen zu sehen. Wahrscheinlich hielt man mich für tot, denn das Feuer wurde eingestellt. Drei amerikanische Soldaten sahen mich dort und paddelten zu mir herüber. Ich überredete einen, mir seine Schwimmweste zu geben; denn obschon ich des Schwimmens kundig bin, konnte ich mich kaum mehr über Wasser halten, weil ich unter einem Krampf litt. So gelang es mir, eine Stelle zu finden, an welcher ein Erklettern des Quais möglich war. Vom Quai aus half ich den drei Amerikanern aus dem Wasser, wurde aber bei dieser Arbeit gefangen genommen.

Die «Walney» wurde inzwischen schrecklich mitgenommen. Die Munitionskammern auf Deck fingen Feuer und Tausende von kleinkalibrigen Geschossen explodierten. Aus dem Schornstein züngelten zehn Meter hohe Flammen. Die Brücke wurde durch einen Direkttreffer von der Küstenbatterie weggefeht. Der Befehl zum Verlassen des Schiffes wurde offenbar gegeben, denn die Ueberlebenden begannen über Bord zu springen. Viele von ihnen fielen dem konzentrischen Maschinengewehrfeuer zum Opfer; auch zwei französische Matrosen in einem kleinen Boot teilten dieses Schicksal, als sie einige unserer Männer zu retten versuchten.

Der Kreuzer stellte sein Feuer ein; der außer Aktion geschossene Zerstörer wurde auf Strand gesetzt. Die Küstenbatterie feuerte noch vereinzelte Salven in das brennende Wrack — aber die Aktion war vorbei. Bald darauf kenterte die «Walney» und sank, während die «Harland» in die Luft flog.

Wir wurden als Gefangene gut behandelt. Zwei Tage später nahmen die Amerikaner die Stadt, setzten bei der Uebernahme alle Franzosen gefangen und ließen sie dann wieder frei. Am nächsten Tag wurden wir Briten ebenfalls entlassen und auf ein Schiff gebracht, mit welchem wir nach England segelten. Als wir den Hafen hinunterfuhren, passierten wir die gekenterte «Walney», deren Kiel von den Wellen umspült wurde. Mir kam unwillkürlich der Ausspruch eines neutralen Beobachters in den Sinn, der sich mir gegenüber geäußert hatte, er könne nicht begreifen, wie ein solches Schiff, an Geschützen so hoffnungslos unterlegen, gegen eine derartige Uebermacht so lange und so gut kämpfen konnte und so großen Schaden anrichtete.